Totentafel

Autor(en): **Tarnutzer, Hans Andrea / Christoffel, Ulrich / Metz, Peter**

Objekttyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **13 (1971)**

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

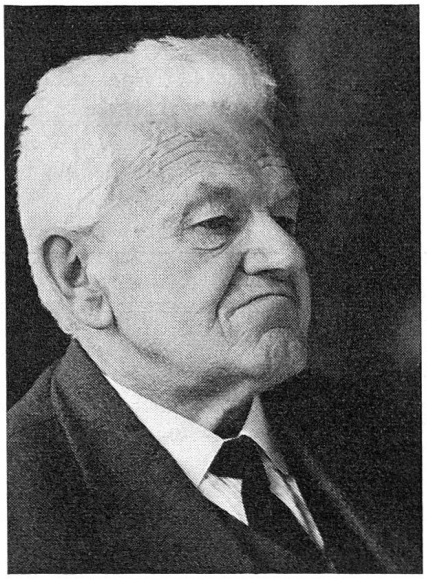
Totentafel

Dr. med. vet. und Dr. h. c. Christian Margadant

Christian Margadant wurde am 13. August 1886 in seiner Heimatgemeinde Conters i. Pr. als Sohn des Peter Margadant-Meisser geboren. Sein Vater widmete sich dem Beruf eines Bergbauern. Im jugendlichen Alter verlor er seine Mutter. Einige Jahre später verheiratete sich der Vater wieder. Seine zweite Frau brachte ein Kind in die Ehe, und Christian erhielt noch einen Stiefbruder und eine Stiefschwester, welche heute in Conters leben.

Nach dem Besuch der Dorfschule in Conters absolvierte Christian Margadant die Sekundarschule in Küblis. Seine auffallende Intelligenz prädestinierte ihn zum Akademiker, so daß es selbstverständlich war, ihn an die Kantonsschule nach Chur zu senden. Im Frühjahr 1907 bestand er die Maturitätsprüfung mit bestem Erfolg und begab sich anschließend nach Zürich, um das Studium der Veterinärmedizin aufzunehmen. Nach einem Aufenthalt an der Universität in Lausanne legte er im Jahre 1913 das Staatsexamen ab und erwarb 1915 den Doktortitel der Veterinärmedizin.

Nach dem Abschluß seiner Studien ließ sich Dr. Margadant als Tierarzt in Küblis nieder und praktizierte im mittleren Prättigau bis zum Jahre 1926 mit großem Erfolg. An der «Bsatzig» 1923 wählte ihn der Kreis Küblis zum Landammann, und zwei Jahre später wurde er auch in den Großen Rat gewählt. Aus dieser Behörde mußte er anno 1926 infolge seiner Wahl zum Adjunkten des damaligen Kantonstierarztes ausscheiden. Schon zwei Jahre später ist er als Nachfolger von Dr. Isepponi zum Kantonstierarzt gewählt worden. Dieses Amt versah er mit Auszeichnung bis zum 31. Dezember 1947. Als ausgezeichneter Kenner unserer Berglandwirtschaft war ihm der Schaden, den Tierkrankheiten und Seuchen den Bauern zuzufügen vermögen, bestens bekannt. Sein erstes Anliegen bestand darin, den einzelnen Tierseuchen entgegenzutreten. Mit der größten Aufmerksamkeit verfolgte er die Entwicklung der neuesten Bekämpfungsmittel und Impfstoffe an den bakteriologischen Instituten und war bestrebt, die prak-



tische Erfahrung den wissenschaftlichen Funktionären zur Verfügung zu stellen. Eng war daher der Kontakt des bündnerischen Kantonstierarztes mit den serologischen Instituten, welche sich mit der Tierseuchenbekämpfung befaßten und ganz besonders intensiv die Beziehungen zum eidgenössischen Veterinäramt und zu den Universitäten. Wie glücklich war Dr. Margadant, als er in den vierziger Jahren nicht nur die praktische Möglichkeit sah, um den Rinderabortus Bang erfolgreich zu bekämpfen, sondern auch vorbeugend wirkende Impfstoffe gegen die Maul- und Klauenseuche erfunden wurden. Großer Widerstand war zu überwinden, um die Impfung gegen diesen gefährlichen Stallfeind bei den Bauern durchzusetzen. Anfänglich mußte der Kantonstierarzt unter Zuhilfenahme des Kleinen Rates und weitsichtiger Politiker in unseren Talschaften gar manchen aufklärenden Vortrag halten, um die Bauern davon zu überzeugen, daß die neue Impfung gegen den Stallfeind in der Lage sei, großen Schaden zu verhüten. Es herrschte nämlich die irrtümliche Meinung vor, die Tiere würden durch die Impfung Schaden nehmen, insbesondere weniger Milch geben oder gar verwerfen. Angesichts der in den Kriegs- und Nachkriegsjahren an unserer Südgrenze herrschenden unkontrollierbaren Verhältnisse setzte Dr. Margadant die Schutzimpfungen für Alpvieh, welches in Grenznähe gesömmert werden sollte, mit aller Energie durch, und man darf wohl feststellen, daß diese Präventivmaßnahmen selbstverständlich geworden sind, wenn Seuchen drohen. Mit leidenschaftlicher Ausdauer führte der Dahingegangene seinen Kampf gegen die Rindertuberkulose, eine Viehkrankheit, welche dem Bauernstand unermeßliche Verluste zufügte. Als Dr. Margadant zu Beginn der vierziger Jahre den Entschluß faßte, den Viehbestand des Kantons von tbc-kranken Tieren zu säubern, begegnete man seiner Idee vorerst mit großer Zurückhaltung. Man war sich bewußt, daß nur ganz radikale Maßnahmen einen tbc-freien Viehstand herbeiführen könnten und daß ganze Viehbestände auszumerzen seien. Unter den infizierten Tieren befanden sich solche aus wertvollsten Beständen, und da man solche im Interesse der Erreichung des Zucht-Ziels nicht schonen konnte, erwuchs der ganzen Ausmerzaktion bei der Bauersame heftigster Widerstand. Turbulente

Bauernversammlungen fanden in unseren Talschaften statt, und an solchen hat Dr. Margadant sein Vorhaben gar oft mit dem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit verteidigt.

Angriffe in derartigen Versammlungen und Bedenken, welche in der Presse geäußert wurden, ließen ihn nicht davon abhalten, den einmal gefaßten Entschluß in die Tat umzusetzen. In Zusammenarbeit mit dem Eidg. Volkswirtschaftsdepartement und den kantonalen Behörden verstand er es, die ganze Ausmerzaktion in erster Linie in den Dienst des Viehabsatzes zu stellen, ein Weg, der in wenigen Jahren zum Erfolg führte, so daß anfangs der fünfziger Jahre Graubünden der erste tbc-freie Kanton der Schweiz war. Die Aktion ist auch auf die Ziegenbestände ausgedehnt worden, und dem zähen Durchhaltewillen sowie dem hohen fachlichen Können des Verstorbenen ist es zu verdanken, wenn unsere Bauern heute nur noch selten mit der Maul- und Klauenseuche und mit der Rindertuberkulose konfrontiert werden.

Dr. Margadant verstand es, seine Bekämpfungspläne derart gründlich vorzubereiten und mit wissenschaftlichen Unterlagen zu dokumentieren, daß er beim damaligen Kleinen Rat und bei den Bundesbehörden die allergrößte Unterstützung fand, als es galt, die kostspieligen Aktionen zu finanzieren. Dr. Margadant verfügte über eine beneidenswerte Arbeitskraft. Er hielt sich nicht an die Bürostunden, sondern war sehr oft, ja zeitweise regelmäßig bis in alle Nacht hinein, in seinem Studierzimmer im Grauen Haus anzutreffen. In seinem großen Büro weit ausschreitend und gemütlich seine Pfeife rauchend, diktierte er seinen Sekretärinnen, welche ihrem liebenswürdigen Chef bereitwillig jederzeit zur Verfügung standen, Eingaben an Behörden, Vorträge und Exposés über geplante Aktionen. In seiner Eigenschaft als Hüter der Tierseuchengesetzgebung war es ihm stets äußerst peinlich, wenn er einen verzeigten Tierhalter bestrafen mußte. Andererseits aber hat er bestimmt nie einen Strafantrag gestellt, ohne daß er von der Notwendigkeit überzeugt war und den Fall gründlich abgeklärt hatte. Dr. Margadant verlangte von seinen Mitarbeitern vollen Einsatz, der freudig vorhanden war, denn alle Untergebenen liebten und achteten ihren Chef. Die segensreiche Tätigkeit des Kantonstierarztes Dr. Margadant, der Jahr für Jahr seine Ferien teilweise verfallen ließ, hat andauernde, für unsere Landwirtschaft wertvolle Erfolge hinterlassen, die sich auf das Einkommen der Bergbauern segensreich auswirkten. Auch die wissenschaftliche Anerkennung blieb nicht aus. Im Jahre 1947 wurde Dr. Margadant von der veterinärmedizinischen Fakultät der Universität Bern in Würdigung seiner Verdienste um die Seuchen- und Tuberkulosebekämpfung beim Vieh zum Ehrendoktor ernannt.

Als im Frühjahr 1947 ein Nachfolger für den nach Ablauf der Amtszeit aus dem Kleinen Rat ausscheidenden Dr. J. Regi, Vorsteher des Departementes des Innern und der Volkswirtschaft, zu bezeichnen war, fiel die Wahl nicht von ungefähr auf Christian Margadant. Er hatte das Zutrauen nicht nur seiner Partei und der Landwirtschaft, sondern auch weitester Volkskreise, die nicht direkt mit ihm in Berührung kamen, gefunden und wurde im April in einer denkwürdigen Kampfwahl mit der hohen Zahl von 15 053 Stimmen im ersten Wahlgang zum Regierungsrat gewählt. Er übernahm am 1. Januar 1948 das Departement des Innern und der Volkswirtschaft, welches er während drei Amtsperioden bis Ende 1956 betreute. Auch im Amte des Magistraten bewährte sich Dr. Margadant bestens. Politisches Ränkespiel war ihm fremd. Was er an die Hand nahm, erledigte er als gerechtdenkender, wohlwollender Staatsmann, stets im Bestreben, das Richtige zu treffen, ungeachtet der Tatsache, ob seine Entscheidung populär war oder nicht. Wohl die hervorragendste Eigenschaft des Verstorbenen bestand darin, daß er die Grenzen selbständigen Handelns kannte und sich nie anmaßte, dank seiner Stellung einen Entscheid zu treffen, dessen Folgen er nicht klar überblicken konnte. Wenn Rechtsfragen oder technische Fragen zu entscheiden waren, erarbeitete Dr. Margadant seinen Entschluß in gründlichen Studien und scheute keine Mühe, um sich von seinen Freunden beraten zu lassen. Zu seinen treuesten Freunden und Beratern gehörten sein ehemaliger Vorgesetzter Prof. Dr. Peter Liver in Bern und Ldm. Hans Brunner, Rechtsanwalt in Küblis, sowie verschiedene Professoren an schweizerischen Hochschulen. Im Erarbeiten wichtiger Entscheide lag die Stärke von Dr. Margadant, der stets als höchste Devise das Handeln nach bestem Wissen und Gewissen kannte. Graubünden besaß mit ihm einen im ganzen Lande anerkannten Magistraten, der speziell bei den zuständigen Bundesbehörden hohes Ansehen genoß. Zäh verteidigte sowohl der Kantonstierarzt als auch der Regierungsrat seine Untergebenen, wenn sie irgendwo anstießen, scheute die Verantwortung nicht und trachtete darnach, auftretende Schwierigkeiten aus der Welt zu schaffen. Sein gütiges Wesen, sein Sinn für Gerechtigkeit, seine Treue zur Familie und seine traditionsgebundene Einstellung zu unserem Staatswesen prägten den Charakter eines Mannes, der dem liberalen Gedankengut huldigte und treu zu den Grundsätzen des Freisinns stand. Nicht Ehrgeiz führte Dr. Margadant auf das Parkett der Politik, sondern der Wille, seiner Heimat dort zu dienen, wo das Bündnervolk ihn hinstellte. Treu hat er dem Kanton gedient, und sein Lebenswerk verdient es wohl, nicht so bald in Vergessenheit zu geraten.

Seine Ehe mit Katharina Hoffmann war eine überaus glückliche. Acht Kinder wurden dem Paar geschenkt, von denen heute noch sieben am Leben sind. Ein harter Schicksalsschlag bedeutete es für den Verstorbenen, als vor wenigen Jahren ein Sohn, der als Elektroingenieur tätig war, plötzlich starb. Die große Familie beherbergte auch noch ein Pflegekind, was wohl das Zeugnis vom Verantwortungsbewußtsein der Familie Margadant gegenüber den Mitmenschen ablegt.

Christian Margadant war ein geselliger und fröhlicher Mann. Erholung von den Strapazen seines überreichen Arbeitspensums fand er bei seinen Freunden. Dem Schreibenden war es vergönnt, mit Dr. Margadant oft nach getaner Arbeit am gemütlichen Stammtisch zusammenzusitzen, und es war ein Genuß, den Erzählungen des erfahrenen Mannes zu lauschen.

Als Dr. Margadant mit 70 Jahren aus dem Kleinen Rat ausschied, klagte er längere Zeit darüber, daß er nun keine feste Beschäftigung mehr habe. Ungewohnt war ihm der Ruhestand, denn Zeit seines Lebens kannte er Muße kaum. Nur langsam gewöhnte er sich an das otium und war überglücklich, wenn sich ihm ein alter Freund für eine Plauderstunde zur Verfügung stellte. Mit den Jahren wurde es dann still um den alternden Staatsmann. Nach dem im Jahre 1962 erfolgten Tode seiner Gattin, an der er innig hing, fühlte er sich verlassen und einsam. Er siedelte in das Alters- und Pflegeheim Bodmer in Chur über, wohl in der Erwartung, sich unter gleichalten Mitmenschen eher wohlzufühlen als in seiner früheren Wohnung. Bis im Frühjahr 1969 traf man den Dahingegangenen oft in den Straßen der Stadt an, wenn er seine kurzen Spaziergänge machte. Im Sommer 1969 begann für Christian Margadant eine mehrmonatige Leidenszeit, welche ihm das Verlassen seiner Behausung nicht mehr erlaubte. Am 29. November 1969 wurde er im Frieden von seinen Leiden erlöst.

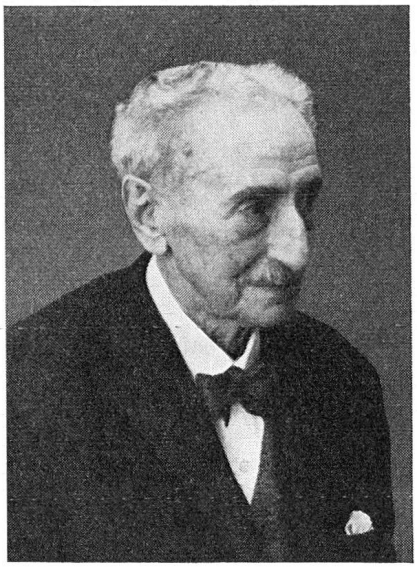
Das überaus große Grabgeleite zeugte von der Beliebtheit dieses Mannes, der den Seinen und der Heimat das Beste gegeben hat. Wir gönnen dem nimmermüden Staatsmann die wohlverdiente ewige Ruhe.

Hans Andrea Tarnutzer

Edgar Vital

Am 4. Januar dieses Jahres starb in seiner Heimat Fetan der Maler Edgar Vital im Alter von 83 Jahren. Er wuchs in Chur auf, wo sein Vater anno 1892 als Regierungsrat sein Amt antrat, besuchte das Gymnasium der Kantonsschule, aber nur bis zur vierten Klasse, weil er Maler werden wollte und zu diesem Zwecke die Akademie in München bezog. Von München aus begab er sich für längere Aufenthalte nach Florenz und Rom. Nach einem Aufenthalt in Paris, wo er Matisse begegnete, hielt sich Edgar Vital 1911 bis 1913 in Genf auf. Dort trat er auch mit Hodler in Verbindung. Der Künstler stand in den Jahren seiner Ausbildung, also unter dem Einfluß bedeutender Persönlichkeiten, was sich immer erzieherisch auswirkt.

Dann kehrte Edgar Vital in die Heimat zurück. In Fetan stand er fortan seinem alternden Vater bei und wurde bald in verschiedene Gemeindeämter gewählt, denen er sich mit aller Gewissenhaftigkeit widmete. Beinahe könnte man bedauern, daß der Maler nicht in einem der schweizerischen Kunstzentren tätig war, wo sich seine Anlagen hätten voller auswirken können, besonders seine Begabung für das Porträt. So entfaltete sich das Talent des Malers in der Stille und war ganz der Liebe zur Heimat gewidmet. An Umgang mit anderen Künstlern fehlte es, nur daß im benachbarten Sent die Malerin Maria Corradini wenigstens im Sommer anwesend war.



In Fetan malte Vital die Umwelt des Dorfes, den Blick auf die Berge, und wurde damit zum Meister der Unterengadiner Landschaft. Wenn die Maler statt in den großen Städten in ihrer Heimat arbeiten, gewinnen ihre Bilder über den künstlerischen Wert hinaus auch Bedeutung als regionale Dokumentation. Edgar Vital hat gegenüber der allgemeinen bekannten Gletscherpracht des Oberengadins den ernsteren Charakter der Berge um Schuls zur Darstellung gebracht. Der Maler liebte die Farbe und gab seinen Bildern bei aller tonigen Bindung auch einen offenen farbigen Klang. Er malte die Berge in allen Wechseln der Jahres- und Tageszeiten, im Einklang von Erde und Himmel, aber er liebte auch den Wald, die Lärchen und Tannen und malte auch sein Dorf, die Gassen von Fetan und seine Mitbewohner. Der Sinn für das Werden und Wachsen in der Natur führte den Maler auch zum Stilleben. Er malte Blumen aus Freude an ihren Farben, ihrem Lebendigsein, ihrer Individualität. Er wußte die Stofflichkeit der Blüten und Blätter wie auch das Material der Vasen malerisch zu verlebendigen aus seiner feinen malerischen Empfindung. Der Hintergrund der Stilleben öffnet sich zum Raum, die Fläche vibriert, jeder Pinselstrich wird Erfindung, und nichts bleibt im Flächig-Dekorativen stecken. In die Reihe der Bündner Maler brachte Edgar Vital einen eigenen Ton.

Ulrich Christoffel

Christian Camenisch

Unsere bündnerischen Bergtäler haben seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch Aus- und Abwanderung Einbußen in ihrer Volkskraft erlitten, deren Folgen bis in unsere Tage hinein in teilweise erschreckendem Maß spürbar sind. Gleich einem dauernden Aderlaß begann ein Teil der einheimischen Bevölkerung, sich von der Scholle abzuwenden, kehrte der Heimat den Rücken, so daß zahlreiche Dörfer und ganze Talschaften verödeten. Was zurück blieb, waren gewiß die beharrenden, aber vielfach auch die unbeweglichen Elemente, konservativ in ihrem Denken und wenig vorausplanend in ihrem Handeln. Hand in Hand mit einer gewissen Stagnation ging eine Auflösung des Gemeinschaftsdenkens einher.

Wenn unter so ungünstigen Voraussetzungen unsern Tälern gleichwohl immer und immer wieder neue Impulse geschenkt wurden und in ihnen geistiger Aufbau geleistet werden konnte, so einzig, weil innerhalb der fortdauernden Erosion sich ab und zu, da und dort, der Glücksfall einer geistigen Regeneration einstellte. Verbunden pflegte dieser in der Regel mit dem Lebenswerk eines Erneuerers zu sein, eines aus dem Volk Gewachsenen, den die besonderen intellektuellen Anlagen und ein ausgeprägtes Verantwortungsempfinden zur geistigen Führerschaft bestimmten.

Ein solcher Erneuerer war in den letzten 40 Jahren für die Bevölkerung des Schamserberges der am 12. März 1970 in Mathon in seinem 70. Altersjahre verstorbenen Christian Camenisch. Gleich seinen Geschwistern wuchs er in den engen Verhältnissen seines Heimatdorfes auf, das schon damals keine hundert Einwohner zählte und diesen nur die mühsambescheidene landwirtschaftliche Existenz ermöglichte. Seine nachfolgende Ausbildung an der Kantonsschule und anschließend beim Bauernsekretariat in Brugg und am Plantahof schien ihm das nämliche Los zuzumessen, das vor ihm und nach ihm Zahllosen winkte: fern der Heimat eine gesicherte Existenz sich aufzubauen. Doch lebte und wirkte im Heimgegangenen eine stärkere Kraft, sie zwang ihn zur Heimkehr und zum Dienst an der Heimat. Er nahm die Bürde einer Zwerglandwirtschaft auf sich und verschaffte sich gleichzeitig die Ausbildung als Förster. So ausgerüstet, begann sein vielfältiges Wirken in der Öffentlichkeit. Wir wollen dabei freilich von den zahlreichen Ämtern, die er hinfort bekleidete, nicht berichten, um Christian Camenisch durch sie zu charakterisieren. Denn gerade ein Ämterjäger war er nicht. Wozu er berufen wurde, in das Präsidium des von ihm ins Leben gerufenen Bauernvereins Schams, in das Präsidium des Kreisgerichtes seines Heimattales, das Präsidium der Vormundschaftsbehörde, das Gemeindepräsidium Mathon, das alles verschaffte ihm die üblichen Mühen und Ehren. Hingegen wird der Verstorbene im Bewußtsein seines Volkes noch lange lebendig sein als eigenwilliger Anreger und Gestalter auf zahlreichen anderen Gebieten. Er war ein ungemein lebendiger Geist und von imponierender Belesenheit. In den Philosophen und Klassikern kannte er sich aus wie wenige. Aber auch die vielfältigen kulturellen Strömungen der Gegenwart fanden in ihm einen aufmerksamen Betrachter. Nichts bereitete ihm mehr Freude, als mit seinen geliebten Büchern Zwiesprache zu halten, in seiner kleinen Stube zu horsten, Musik zu hören oder in ein besonders spannendes, gerade aktuelles Werk der modernen Literatur sich zu versenken, um von Zeit zu Zeit seinen Blick übers Land hin schweben zu lassen, dem seine tägliche Arbeit galt. Aus diesem beschaulichen Teil seines Daseins verschaffte er sich die Kraft zu seinem unentwegten Wirken in der Öffentlichkeit. Dieses Wirken war einmalig und beispielhaft. Voll Sorge und Unruhe ob den zahlreichen destruktiven Kräften der Gegenwart versuchte er, seiner Heimat zu einem besseren Dasein zu verhelfen. Er erkannte, daß der Landflucht nur begegnet werden könnte, wenn Aufbauarbeit geleistet werde. So erwuchs dem Schamserberg in ihm ein weitblickender Erneuerer, der überall Hand anlegte, wo es galt, positive Arbeit zu leisten. In den Verhandlungen um die Wasserrechtsverleihungen und die Gründung einer Genossenschaft Val Schons war Christian Camenisch einer der führenden Männer. Vor allem aber bleibt die eigentliche Erschließung des Schamserberges für die moderne Landwirtschaft und eine gesunde Fremdenindustrie mit seinem Namen dauernd verbunden. Unter unendlichen Mühen gestaltete er ein modernes Straßennetz und schuf in der Maiensäßregion seines Dorfes die Voraussetzungen für die Ansiedlung von Ferienhäusern. Auch ließ er nichts unversucht, das Dorf- und Landschaftsbild zu verschönern. Besonders stolz durfte er auf die zahlreichen Aufforstungen sein, die er als Revierförster bewältigte.

Christian Camenisch pflog gemäß seiner geistigen Aufgeschlossenheit zahlreiche Kontakte. Sein Wesen bestimmte ihn für die Freundschaft. Denn er war aufgeschlossen, treu und beharrlich. Jede Ichsucht, diese Geißel der menschlichen Beziehungen, war ihm fremd. Wer sein Wort besaß, durfte sich auf ihn restlos verlassen. Darum schmerzte ihn, den

Arglos-Treuen, nichts so sehr als Widerstände und Anfeindungen, die er erfahren mußte. Sie folgten ihm und begleiteten ihn als ständige Schatten. Sein natürlicher Frohmut, seine positive Lebenseinstellung und die sorgende Hilfe seiner Ehegefährtin haben ihm über zahlreiche Schwierigkeiten hinweg helfen müssen. Heute aber, nachdem das Grab ihn umfangen hat, ist er umso sicherer im Herzen seines Volkes heimisch, das noch lange vom Wirken seiner Erdentage zehren und zu ihm sich dankbar bekennen wird.

Peter Metz

Bundesarchivar Alfred Rufer

Am 17. Juni 1970 ist in Bern alt Bundesarchivar Alfred Rufer gestorben. Wie kaum ein anderer Historiker hat sich Alfred Rufer mit der großen Zeitenwende der Französischen Revolution, der Helvetik und der Mediation auseinandergesetzt. Abgestützt auf eine gründliche Einsicht in die Aktensammlung der Helvetik, ebenso auf eine reiche Quellenkenntnis hat Rufer ein umfassendes Werk zur Helvetik herausgegeben, das in Fachkreisen höchste Anerkennung finden sollte.

Begreiflicherweise mußte die Auseinandersetzung des Historikers Rufer mit der größten Zeitenwende der neueren Geschichte, die auch Graubünden und seinen Anschluß an die Eidgenossenschaft mitbestimmte, dem Gelehrten einen tiefen Einblick in die bündnerische Geschichte der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sowie der Revolutionsjahre, der Helvetik und der Mediation vermitteln. Bereits 1916 und 17 erschien daher seine großangelegte Studie über den Freistaat der Drei Bünde und die Frage des Veltlins, ein Quellenwerk, welches zahlreiche spätere Abhandlungen dieses Autors über den Dreibündestaat und die Umbruchzeit mitbestimmen sollte. Dies trifft zu für seine Studie über Nesemann, jene über Johann Gaudenz v. Salis-Seewis, ebenso für seine Darlegungen über eine österreichische Denkschrift hinsichtlich des Veltlins, aber auch mit Bezug auf die Publikationen über Fellenberg und über die bündnerischen Schulrepubliken aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

In dieser Studie würdigt Rufer das Seminar Haldenstein, das Philanthropin Marschlins, die bündnerische Nationalschule zu Jenins und das Reichenauer Seminar unter Einschluß der Schulmänner jener Zeit, ebenso des Einflusses dieser Schulen auf das bündnerische Bildungswesen. Geradezu organisch mußte aus dieser großen und reichen quellenkundigen Ar-

beit das imponierende Werk Rufers über Johann Baptista v. Tscharner (1751—1835) herauswachsen. Eine fundierte Quellenkenntnis über die Revolutionsjahre, die Helvetik und Mediation befähigte Rufer zu einer großangelegten Würdigung des Lebens von Johann Baptista v. Tscharner, dessen rege Betätigung im öffentlichen Leben des Dreibündestaates als Kulturpolitiker, Parteichef und Staatsmann, wobei Rufer das Wirken Tscharners im Spiegel der Zeitereignisse aufzeigt, weshalb sein Buch über Tscharner zugleich einen bedeutenden Einblick in die Landesgeschichte Graubündens vermittelt. Mit seiner Biographie über den Staatsmann Johann Baptista v. Tscharner hat Rufer zugleich eine Geschichte der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, der Revolutionsjahre, der Umbruchzeit der Helvetik und Mediation geboten, abgestützt auf das Fundament unermüdlicher archivalischer Quellenforschung, weshalb sich die Biographie durch eine lebhafte bildliche Darstellung auszeichnet, auch durch schöpferische Gaben und historische Frische, wie dies echter Quellenforschung angemessen ist.

Mit seinem umfassenden Werk über Johann Baptista v. Tscharner, seiner Darstellung der bündnerischen Schulrepubliken, seinem breitangelegten Quellenwerk über die Aktensammlung aus der Zeit der Helvetik und seinen vielen Abhandlungen über die Bündner Patrioten, die Frage des Veltlins, bündnerische Erzieher und Politiker aus der Umbruchszeit hat sich Alfred Rufer ein bleibendes Denkmal gesetzt, wobei überdies hinzuweisen wäre auf seine Verdienste als Pestalozziforscher, die durch sein Buch «Pestalozzi, die Französische Revolution und die Helvetik» bekräftigt werden. Bei der Gesamtausgabe der Werke und Briefe Pestalozzis hat Rufer erfolgreich mitgewirkt und der Pestalozziforschung als kritischer Historiker beste Dienste geleistet.

Graubünden und die bündnerische Geschichtsschreibung werden daher dem um die bündnerische Landesgeschichte verdienten Historiker und Gelehrten ein dankbares Gedächtnis bewahren und sein umfassendes historisches Wirken als bleibendes Vermächtnis des quellenkundigen Archivars und Freundes unseres Berglandes verstehen.

Rudolf Jenny

Ussa me possa,
gl'e sto scoglsoda
quegl ca tei as fatg!

Dr. h. c. Steafan Loringett

«Nun ruhe dich aus, es ist recht gewesen, was du getan hast.» Diese Worte erhoffte sich Steafan Loringett dereinst als Gottes Lohn für sein Wirken. Schlichter und treffender könnte auch der Dank der Rätoromanen an den nun Verblichenen nicht sein, denn nahezu sechzig Jahre seines langen, wachen Lebens hat er ihnen, seinen Sprachgenossen, gegeben.

Loringett trat in das Mannesalter ein, als eine Handvoll Männer im Begriffe stand, die Schätze der allzu leichtfertig dem Untergange preisgegebenen Sprache Alt Fry Rätiens zu heben und in Monumentalwerken zu horten, als sich namentlich das Engadin zu aktiver Sprachpflege und Spracherhaltung zusammentat. Für den eben dem Lehrerseminar entwachsenen, äußerst beeindruckbaren und begeisterungsfähigen Schamser war das entscheidend. Der Romane, der die deutsche Primar- und Sekundarschule seines Tales hatte durchlaufen müssen, ohne seine eigene Sprache schreiben zu lernen, der selber als junger Lehrer mit einem deutschen Lehrplan und ohne methodische Vorbereitung auf seine ungewöhnliche Aufgabe vor eine romanische Kinderschar treten mußte, erstarkte in diesen ersten Jahren schon zum überzeugten unermüdlichen Kämpfer, der er blieb, bis sein Licht erlosch. Ausgestattet mit einem gewinnenden Wesen, ungewöhnlichem Organisationstalent und Arbeitskraft, fiel es ihm leicht, in seinem Heimattal Gleichgesinnte zur Uniun rumantscha da Schons, in der Sur- und Sutselva die sich von der «Romania» ausgeklammert fühlenden Protestanten zum Sprachverein «Renania» zu sammeln und zu aktivieren.

Wer das Aktionsprogramm der *Lia Rumantscha,* die er 1919 neben Giachen Conrad begründen half, mit den Berichten vergleicht, welche die *Uniun dals Grischs* jährlich veröffentlichte, erkennt unschwer, daß der eine Zeitlang in Scuol als Lehrer tätig gewesene Steafan Loringett die Erfahrungen der Engadiner für die alle Bündner Sprachvereine umfassende neue Dachgesellschaft nutzbar machen wollte. Wie hätte sich seine Dynamik, sein nie zaghaft gewordener Glaube an den Erfolg seiner Bemühungen für die Rumantschía auswirken müssen, wenn die Einsicht von Bund und Kanton in die Notwendigkeit der materiellen Untermauerung dieses bündnerischen Kulturkampfes nicht so erschreckend langsam nachgehunken wäre! So aber reichten die Mittel der *Lia Rumantscha* und diejenigen des Dicziunari rumantsch grischun knapp aus, um den jungen Idealisten zur Übernahme zweier halber Sekretariate ohne jegliche Aussicht auf irgendwelche soziale Sicherstellung zu überreden. Aber als Vater von fünf kleinen Kindern mußte er sich nach wenigen Jahren doch zum Verzicht auf die von ihm erträumte kulturpolitische Laufbahn entschließen.

Er trat 1926 in den Dienst der Versicherungsgesellschaft «Winterthur Leben» und führte deren Generalagentur für Graubünden bis zum Jahre 1956. Seine Freizeit aber galt weiterhin dem Romanischen, zunächst vornehmlich innerhalb der von ihm jahrelang präsidierten «Renania», wo ihm besonders die Förderung des literarischen Schaffens seiner Freunde Gian Fontana, Paul Juon, Curo Mani und anderer ein ernstes Anliegen war.

Es gehörte überhaupt zum Wesen Loringetts, junge Talente zu fördern, ohne zunächst allzu kritisch deren Leistungen zu bewerten. Primär und allgemein war bei ihm der Wille, zu helfen, und wer ihn näher kannte, weiß, wie viele gebrechliche Leute er besuchte und wie er, ohne theoretisch etwas von Arbeitstherapie zu verstehen, ihnen die Möglichkeit zu irgendwelcher Mitarbeit in seinem vielfältigen Aufgabenkreis verschaffte. So war er vielen Diener und Führer zugleich.

Vom längst verstorbenen Märchenerzähler Gieri la Tscheppa, den er in Ferrera entdeckt hatte, bis zu den nach dem ersten Weltkrieg in Gruppen nach Amerika ausgewanderten Schamsern wußten und wissen Ungezählte von den Briefen und Karten, mit denen er seinen weiten Kreis pflegte. Auch das von ihm viel später ins Leben gerufene sutselvisch geschriebene Monatsblättchen «La Punt», ursprünglich als Brücke zwischen Surselva und Engadin gedacht, wurde zu einem Mittel regen Kontaktes mit diesen nach Übersee Ausgewanderten.

Hauptleistungen des nunmehr Verblichenen als Präsident der «Renania» sind neben der Herausgabe des Kalenders «Per mintga gi», dessen Redaktion er während Jahren inne hatte, die Zusammenfassung des literarischen Nachlasses von Gian Fontana zu einer mustergültigen fünfbändigen Ausgabe, dann die Betreuung der von ihm gegründeten dramatischen Gesellschaft *Calandaria* am Schamserberg, insbesondere aber die *Acziun Sutselva,* die er später auf höherer Ebene weiterführen durfte.

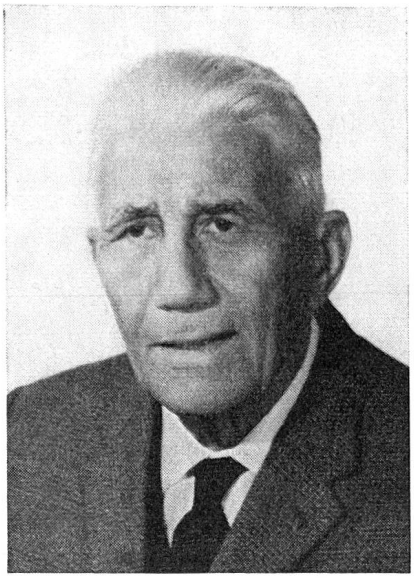
Im Jahre 1944, als Giachen Conrad, der Hauptgründer der *Lia Rumantscha,* vom Präsidialamt dieser Organisation zurückzutreten wünschte, stellte sich Steafan Loringett zur Verfügung. Und hier durfte der 53-jährige endlich seine ganze Persönlichkeit, seine volle Arbeitskraft in den Dienst der Muttersprache stellen. Ein Erfahrungsschatz, wie keiner vor ihm hatte sammeln können, ungebrochene Arbeitskraft und ein wahrhaft noch jugendlicher Elan be-

fähigten ihn, nicht nur die von seinen Vorgängern begonnenen Aktionen weiterzuführen, sondern sie auf der ganzen Linie stark zu intensivieren und auszubauen. Mit einer Zähigkeit und Unbeugsamkeit, die ihm öfters als Starrsinn angekreidet wurden, verfocht er die Aufstellung eines neuen umfassenden Aktionsprogrammes und die Forderung an Bund und Kanton, die nötigen Mittel für dessen Verwirklichung bereitzustellen. Das aber bedeutete die Erhöhung der eher als Almosen denn als Kulturbeitrag wirkenden Bundessubvention um ein Mehrfaches.

Obschon auf diesem Gebiet zunächst nur ein Teilerfolg erfochten werden konnte, ließ der neue Präsident in seinen Anstrengungen keineswegs nach, überbrückte die Finanzmisere immer wieder mit Hilfe von Sonderkrediten, die er allenthalben flüssig zu machen verstand. So konnten denn die romanischen Kleinkinderschulen, die in gemischtsprachigen Gemeinden eine gewisse sprachliche Homogenisierung als Vorstufe zur romanischen bzw. wieder zu romanisierenden Primarschule erreichen sollten, massiv ausgebaut werden. Dabei verlagerte sich das Interesse des Präsidenten zunehmend auf die am stärksten gefährdete Zone Mittelbündens.

Das geschah nicht ohne Spannungen im Gefüge der an sich schon von zentrifugalen Kräften bedrohten Lia. Gesellschaften, die in den Zentralisationstendenzen nicht wie Loringett die einzige Möglichkeit gezielter und koordinierter Aktionen sahen, empfanden die zeitweilige Zurückstellung anderer Programmpunkte als gefährlich, ja als untragbar. Die Folge war eine hier offenkundige, dort latente Ablehnung und Animosität, denen schließlich auch die 1959 dem Bündnervolk zur Abstimmung vorgelegte Erhöhung der kantonalen Subvention als Voraussetzung für ein stärkeres Engagement des Bundes erlag.

Doch an diesem 1. März 1959, an seinem 68. Geburtstage, bewies Steafan Loringett erneut die Größe seiner Persönlichkeit, als er nach Kenntnisnahme des negativen Volksent-



scheides schlicht erklärte: «Nun muß ich also von vorne anfangen.» Und er tat es. Einige Schönheitsfehler an der Struktur der *Lia* beseitigend und einige Programmpunkte schweren Herzens modifizierend, trat er ein Jahr später erneut vor den bündnerischen Souverän, diesmal mit Erfolg, denn niemand, der die Verhältnisse kannte, konnte dem unerschrockenen Kämpfer die Achtung versagen.

Die Universität Zürich ehrte ihn im Frühjahr 1962 in Anerkennung solcher Leistungen mit dem Titel eines Doktor phil. honoris causa. Anderthalb Jahre später legte er die Führung der *Lia Rumantscha* in andere Hände. Bis zu seinem Tode aber behielt er die Sorge um die Drucklegung des von Curo Mani redigierten Schamser Wörterbuches und um die sutselvische Zeitung «La Punt».

In diese letzten Jahre seines Wirkens fällt auch die Herausgabe eines Gedichtbändchens *Sur punts e pitgognas* (Über Brücken und Steige) in sutselvischer Sprache. Es tritt uns darin eine eigenartig engagierte Lyrik entgegen, bald ernst meditierend, bald väterlich belehrend, bald aber still beobachtend und heiter. Man hat ihr, so will es mir scheinen, noch zu wenig Beachtung geschenkt. Aus dem «Credo» genannten Gedicht, dem die eingangs zitierten drei Zeilen entnommen sind, sei hier ein weiterer Teil wiedergegeben:

Jou cre betg
ca vegi d'amparar
suainter que partge
ca vean cumando
da davains or!
Da surangiou!
Ca jou sto semplameing far,
segi par ambitzgùn,
par raspunsavladad,
tge se jou partge.
Mo jou se ca sto ir
quella veia gi par gi
toc'igl davos.
Toca Nossegner gi:
Uss e'l bien
ussa me possa!

(Ich glaube nicht, daß ich nach jenem Warum zu fragen habe, das befohlen wird von innen heraus! Von oben herab! Denn ich muß es einfach tun; aus Ehrgeiz? aus Verantwortung? Was weiß ich, weshalb! Aber ich weiß, daß ich diesen Weg gehen muß, Tag für Tag, bis zum Ende. Bis der Herr sagt: Nun ist's gut. Nun darfst du ruhn.)

Andrea Schorta

John Knittel

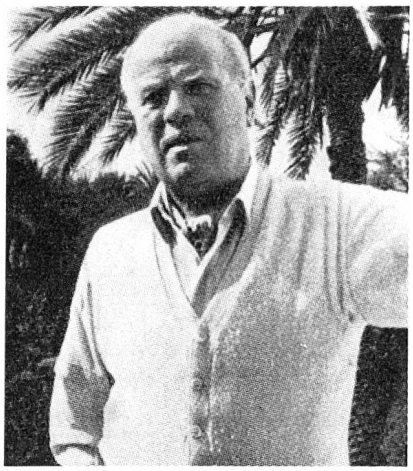
John Knittel ist gestorben. Ein reiches, schönes, spannungsvolles Leben ist vorbei. Vor 79 Jahren wurde er in Indien als Sohn eines Basler Missionars geboren, verbrachte seine ersten sechs Jahre in Dharwar. Dann jedoch, um die ordentlichen schweizerischen Schulen zu besuchen, kam er nach Basel. Aber er ertrug diese Ordentlichkeit nicht allzulange, er verließ das Gymnasium, verließ die Handelsschule und schloß eine kaufmännische Lehre nicht ab. In Großbritannien stieg er vom Bankbeamten zum Bootshalter, zum Filmhändler und weiter bis zum Theaterbesitzer auf. Vor allem aber lernte er in enger Zusammenarbeit mit Robert Hi-

chens die Kunst des Schreibens. Er schrieb nach mehreren Bühnenstükken 1919 seinen ersten Roman in englischer Sprache. Dies war gleich ein Großerfolg und wurde Grundstein zu dauernder wirtschaftlicher Unabhängigkeit.

Dann haben Theres Etienne und Abd el Kader Knittels Ruhm weit über die Grenzen des englischen und deutschen Sprachgebietes hinausgetragen, Via Mala wurde ein erster Höhepunkt, und El Hakim, Amadeus und Terra Magna haben ihm Dauer verliehen bis auf den heutigen Tag. Weniger bekannt sind seine Theaterstücke: Protektorat, ein volkstümliches Drama unseres Zeitalters, Sokrates, Drama in vier Akten, daneben die Bühnenbearbeitungen seiner eigenen Romane: Theres Etienne und Via Mala.

Als Schriftsteller von Weltruf kaufte er sich vor mehr als dreißig Jahren an der Steigstraße ob Maienfeld eine Villa. Knittel ist dadurch nicht Maienfelder oder Bündner geworden. Europäer schweizerischer Herkunft pflegte er in die Hotelregister zu schreiben. Aber er fühlte sich in seinem herrlichen Sitz zwischen Weinbergen und Eichen wohl, wie überall, wo er sich niederließ, war es am Rande der Wüste bei Kairo, in Biarritz oder in seiner portugiesischen Quinta. Im Grunde aber blieb Knittel ein Wanderer.

Dem Wanderer war es vergönnt, bedeutenden Menschen zu begegnen, Freunde zu gewinnen, denen er selber unschätzbar wertvoll werden durfte. In seiner Villa in Maienfeld pflegte Knittel eine für unsere Gegend ganz ungewohnte Gastfreundschaft, wie er sie wohl in England, seiner zweiten Heimat, kennen lernen durfte. Hier sind die großen Musiker unserer Epoche eingekehrt. Männern, wie Wilhelm Furtwängler, Richard Strauß oder Romain Rolland ist durch Knittel der Name Maienfeld lieb geworden. Mittelpunkt eines Freundeskreises so weltweit berühmter Männer zu sein, ist eine Auszeichnung für unsere Landschaft, die wohl gültiger ist als der Tadel, den viele Leser hierzulande in der dumpfen Familie Lauretz der «Via Mala»



sahen, die sie dem Autor nie recht verzeihen konnten. Räumliche Gebundenheit war Knittel fremd, und er verschenkte sein Wohlwollen denen, die ihm geistig nahe standen, ihnen aber im vollen Maße. Zahllosen jungen Künstlern hat er den Druck ihrer Werke, Reisen und Studienaufenthalte ermöglicht, andern bot er Asyl in seinem Hause. So hat ein einsamer Philosoph bekannt, die glücklichsten Tage seines Lebens habe er in Haus und Garten an der Luziensteig verbracht.

Knittels Lebenshaltung stand in enger Verbindung mit dem Erfolg. Er verlieh ihm Sicherheit, in der er auch verfemten Menschen beistehen konnte. In dieser Sicherheit kümmerte er sich nicht um die Kritik seiner Werke. Millionen von Menschen sind Knittel bis heute treu geblieben, nur die Hallen der Literaturwissenschaft haben sich ihm nicht geöffnet. Minister Carl Jacob Burckhardt, ein Schulkamerad Knittels aus Basel, der später seinem engsten Freundeskreis angehörte, schrieb dazu anläßlich Knittels 70. Geburtstag: «In einer geschichtlichen Periode, in der die größten, die Geschicke der Menschheit bestimmenden Entscheide von der Mehrheit getroffen werden, heute, wo man sich jedem Mehrheitsentscheid unterwirft, hat Knittels Werk einer großen Mehrheit gefallen. Es wurde von Millionen Lesern gekauft, rund um die Erde. Kühl verhielten sich gegenüber seiner Produktion nur gewisse literarische Richter, kühl, unzeitgemäß, weil minoritär, ganz in der Art jener verpönten und vergangenen Aristokratien, von denen ein Großer einmal gesagt hat, ihre Hauptqualität bestehe in der Kunst der Ablehnung. Es darf dabei bemerkt werden, daß die humanistisch herablassende Einstellung gegenüber dem Werk meines Freundes sowohl in England und Frankreich wie auch in Amerika, Asien und Afrika, im Unterschied zu Mitteleuropa, kaum in Erscheinung trat, denn in London wie in Paris hat man volksnahe Literatur immer zu schätzen gewußt.»

Knittel schrieb meist englisch, gelesen wird er in fast allen Sprachen der Welt. Die Zustimmung der Millionen war niemals das Ziel seiner Arbeit, aber sie war Bestätigung, war ein Zeichen des Gelingens. Als Mitmensch fühlte er sich mit seinen Lesern verbunden durch Kräfte, denen auch er sich zu fügen bereit war. Einem alles bewegenden, natürlichen Walten traute Knittel mehr zu als menschlicher Vernunft, und in diesem Vertrauen schrieb er in sein Tagebuch: «Ein Glück, daß die fertigen Systeme immer wieder über den Haufen geworfen werden.»

Paul Meinherz

Dr. h. c. Arnold Büchli

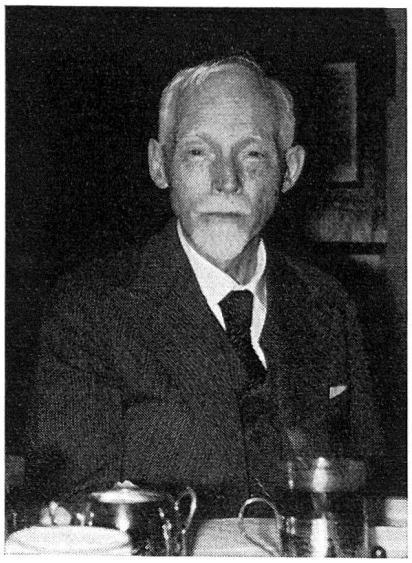
Mit Freude und einem berechtigten Stolz darf der Bündner darauf hinweisen, daß in der landschaftlichen Erforschung von Sprache und Kultur seine rätische Heimat heute in der Schweiz durch die Leistung einheimischer wie auch zugewandter und mit ihrer geliebten Wahlheimat verbundener Persönlichkeiten an erster Stelle steht. Die sieben Bände von Erwin Poeschels «Kunstdenkmäler von Graubünden» waren die frühste vollständig abgeschlossene und vorbildliche Publikation eines reichen gesamtschweizerischen Erbgutes. Mit dem «Bürgerhaus» hatte ihr Verfasser schon vorher eine Pionierarbeit für Bünden geleistet. Durch Robert v.

Planta wurde nicht nur das großartige Werk des «Dicziunari» eingeleitet; dieser anerkannte Romanist hat auch die umfassende Sammlung der Ortsnamen des Kantons begonnen, die durch die Arbeitskraft und den wissenschaftlichen Scharfsinn seines meisterlichen Schülers A. Schorta in den beiden mächtigen Bänden des «Rätischen Namenbuchs», des ersten ortsnamenkundlichen Standardwerkes der Schweiz, vollendet wurde. Es folgte Chr. Simonetts eindrückliche Darstellung der «Bauernhäuser des Kantons Graubünden», wieder das ersterprobte Muster für die Gesamtreihe der schweizerischen Bauernhausforschung.

Einem einfachen, ganz in der Stille wirkenden Mann aus dem «Unterland», dem Lehrer, Dichter und Volkskundler *Arnold Büchli* aber haben wir es zu verdanken, daß ganz Graubünden nun auch durch die umfassendste Sagensammlung der Schweiz ausgezeichnet worden ist und daß von dieser erstaunlichen Aufnahme eines schwer zugänglichen, rasch entschwindenden und in der letztmöglichen Stunde erfaßten Erbes bereits zwei stattliche Bände gedruckt vorliegen, von denen der eine freilich schon vergriffen und zur gesuchten Rarität geworden ist.

In aller Stille, vereinsamt und vergrämt, ist der Schöpfer und Gestalter dieser «Mythologischen Landeskunde von Graubünden», der vor einiger Zeit von der Berner Universität für seine nimmermüde Wirksamkeit noch mit dem Titel eines Doktors honoris causa ausgezeichnet wurde, in der späten Dämmerung seines irdischen Daseins, im Alter von 85 Jahren, von uns gegangen, und er hat die wertvollen Manuskriptblätter zum abschließenden Teil seines Werks, denen er noch bis in die letzten Stunden nachsann, deren er aber mit geschwächten körperlichen und seelischen Kräften nicht mehr Meister werden konnte, zurückgelassen.

Es war dem äußerlich fast bieder anmutenden, innerlich aber von widerstreitenden Kräften leidenschaftlich bewegten Menschen Arnold Büchli nie leicht gefallen, dieses Erdenleben. Er hat es sich selber —



und oft auch andern, mit denen er verbunden war — aus einer belasteten Veranlagung heraus schwer gemacht. Aber dies Leben war erfüllt von fruchtbarster Arbeit, geistig beherrscht, gerichtet nach selbstgewählten bedeutenden Zielen und schließlich auch gesegnet durch den Ertrag unnachgiebigen Schaffens —, nicht durch einen äußerlich-materiellen oder gar prestigeartigen Erfolg — der ihm leider oft versagt blieb, sondern durch ein einmaliges gereiftes Werk.

Arnold Büchli ist 1885 in dem damals noch stillen Städtchen Lenzburg geboren. Er wuchs dort in ärmlichen, trüben Verhältnissen auf, konnte sich aber durch Intelligenz und Entbehrungen über die Ortsschule und das Gymnasium Aarau ins Universitätsstudium hinaufarbeiten. Von der Theologie lenkten ihn starke literarische Interessen zur Altphilologie und Germanistik. Unter dem Zwang der Verhältnisse und dem Drängen eigener dichterischer Begabung hat er dann diese Studien aufgegeben und eine Wirksamkeit als Lehrer in Glarus, Zurzach und zuletzt in Aarburg angetreten.

Von nun an erschienen seine Dichtungen — «Stundenrufe» 1918, «Zwischen Aar und Rhein» 1922, und anderes bis zu den gesammelten «Gedichten» 1945. Dem äußerst sensiblen Wesen dieses Menschen gemäß war es vor allem Lyrik, dazwischen aber doch auch gebundene Poesie von kraftvoller epischer Aussage, etwa in dem Band «Altisrael, Balladen und Historische Lieder» 1931. Arnold Büchli hat noch am Ende des Lebens das Eigentliche seines schöpferischen Daseins im dichterischen Werk gesehen, obschon er den größten Teil davon einem zwar mit dem Literarischen verwandten, aber im Grunde doch andersartigen Wirken hingegeben hatte.

Aus frühester Jugendzeit war ihm das Wissen um die Begegnung mit einer jenseitigen Welt in unserer Realität zugekommen, das er in den Sagen und Märchen des Volkes wiedergespiegelt fand. Nicht zufällig trägt schon ein Teil seiner Gedichte von 1922 die Überschrift «Götter und Geister. Aargauersagen». Ins Reich der Sage, aus dem nach seiner Überzeugung alle Dichtung hervorgegangen ist, drang er nun wie in eine noch unentdeckte Heimat immer tiefer ein, aufnehmend, sich einfühlend und weitergestaltend. Auch den ihm zugetanen jungen Menschen wollte er den Weg in den unwirklich-wirklichen Raum geheimnisvoller Überlieferung öffnen. So entstanden seine bald hochgeschätzten und vielgelesenen Sagenbücher: die drei Bände «Schweizer Sagen», die «Schweizer Legenden», die zweibändigen «Sagen aus Graubünden».

Bei dieser über Jahrzehnte reichenden, dem volkstümlichen Erzählgut gewidmeten Arbeit zeigt sich nun aber ein entscheidender Wandel im Schaffen Arnold Büchlis! Dem, was er zuerst leistete, lag eigentlich nur die Absicht zugrunde, die wertvolle ältere Sagenpublikation Heinrich Herzogs den damaligen jungen Menschen wieder zugänglich zu machen. Mit eigener dichterischer Gestaltungskraft und lebhafterer Phantasie suchte der Herausgeber jedoch da und dort, und in seinen spätern Sagenbüchern noch häufiger und sinnfälliger die sprachliche Fassung des bereits literarisch Überlieferten zu verlebendigen. Vom literarischen Vorbild, das er ältern Erzählwerken oder den Dokumenten entnommen hatte, gelangte er immer mehr zum frei erzählenden Menschen und wurde selbst zum Sagensammler und Sagengestalter. Je länger A.

Büchli nun aber zu den noch sagenkundigen Männern und Weiblein in die Bergtäler hinaufstieg und ihre schlichten Berichte unmittelbar aufzeichnete — die geschriebenen Quellen traten jetzt immer mehr zurück —, desto zurückhaltender wurde der Dichter in ihm bei der Wiedergabe seiner Stoffe. Er erkannte schließlich, daß selbst in der nur mühsam und vielleicht bloß bruchstückweise vorgetragenen Erzählung des einfachen sagengläubigen Berglers so viel Wirklichkeit und Echtheit des Lebens steckte, daß jede sprachlich noch so gekonnte «Verbesserung» immer eine Verfälschung bedeuten müßte.

So begann er 1942 das Wagnis seines spätern Lebens, das zugleich von Entsagung begleitet war: er gab vorzeitig seine Lehrstelle in Aarburg auf und siedelte nach Chur über, wo er dauernden Wohnsitz nahm, die romanischen und italienischen Dialekte des Landes lernte und nun in vielen Jahren mühseligen, oft enttäuschenden, meist aber doch beglückenden Sammelns die 150 Täler durchwanderte. Natur und Menschen Rätiens wurden ihm vertraut, und es häufte sich der Schatz eines noch in letzter Stunde vor dem Umbruch der Zeit bei ältern Leuten eingeheimsten Sagengutes. 1958 erschien dann der 1. Band seines gerade wegen dieser unmittelbaren Wiedergabe so neuartigen Werks «Mythologische Landeskunde von Graubünden», das mit Recht den Titel trägt «Ein Bergvolk erzählt». Der Dichter A. Büchli hat darin, zurücktretend, dem einfachen Mann aus den Bergtälern allein noch das Wort gelassen und der webenden Phantasie des Volkes ihren eigenen, oft kargen, gelegentlich aber auch überprudelnden Ausdruck belassen. Die einzelnen Erzähler werden da neben ihrer wortwörtlichen Aussage auch in ihrer Eigenart, mit ihrem Lebensschicksal und oft noch im Bilde vorgestellt. Dieser nun leider vergriffene 1. Band umfaßt die Sagenwelt im Bereich der Fünf Dörfer, der Herrschaft, des Prättigaus, Plessurtals samt Davos und Chur. Wie viele der Landsleute, die hier seltsame Berichte weitergegeben, aber auch eigene unerklärbare Erlebnisse erzählt haben, sind längst in jenes Dunkel eingetreten, von dem sie mitten im Leben berührt wurden. Arnold Büchli hat es immer wieder beklagt, daß er «seine» Leute nicht mehr finde und daß er allein dastehe mit ihrem und seinem Wissen in einer diesen Dingen gegenüber verständnislos gewordenen Gegenwart.

1966 konnte der zweite, fast 1000 Seiten fassende Band des reich ausgewachsenen Werkes erscheinen, der das Gebiet des Vorderrheins erschließt. Die Kraft des inzwischen über 80 Jahre alt gewordenen Bearbeiters, dem schwere Schicksalsschläge nicht erspart blieben, hat nun eben leider nicht mehr ausgereicht, auch noch den längst zusammengetragenen Sagenstoff aus dem Engadin und den italienischen Südtälern wie dem Domleschg und dem Hinterrheingebiet zum 3. und letzten Teil seines einzigartigen Dokumentarwerkes zusammenzufügen und editorisch zu gestalten. Es wird eine dringliche Aufgabe seiner Freunde und der die Forschung fördernden Institutionen sein, das noch in Manuskriptblättern bereitliegende Sagengut zu retten und die bedeutsame wissenschaftliche Arbeit zu vollenden.

Des still dahingegangenen Mannes, der einer großen Aufgabe durch Jahrzehnte treu geblieben ist, gedenkt mit dem zünftigen Volkskundler auch jeder dankbar, der noch etwas von den wahren Werten volkstümlicher Überlieferung weiß. Das Land Bünden hat durch Arnold Büchli eine einmalige Gabe erhalten, die jetzt niemand mehr zu vermitteln vermöchte — ein Lebenswerk, das sich würdig an die andern rätischen Pionierarbeiten reiht. Vor allem durch seine Sagenbände, einzigartige Quellen für volkstümliches Dasein in unsern Bergen, wird der einfache kleine Mann mit der unbändigen Sammlerleidenschaft und Gestaltungskraft bei uns weiterleben, auch wenn der letzte seiner vielen schlichten Helfer im Lande und seine jüngern persönlichen Freunde ihm in seine «andere Welt» nachgefolgt sein werden.

Paul Zinsli

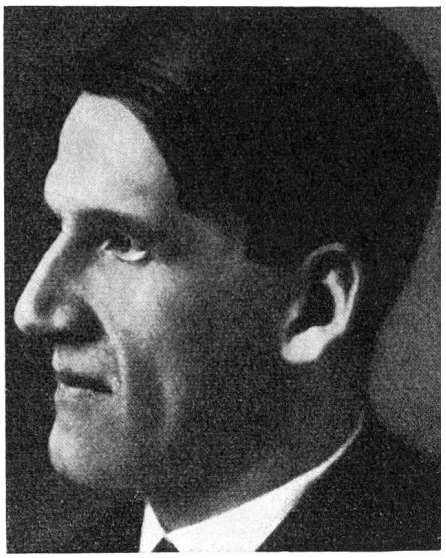
Prof. Zaccaria Giacometti

Der Staatsrechtslehrer Zaccaria Giacometti, Bürger von Stampa und dort am 26. September 1893 geboren, hat am 10. August 1970 in Zürich für immer die Augen geschlossen. Er mag der jungen Juristengeneration weniger nahe stehen als sein dynamischer Schüler Max Imboden, der ihm im Tode vorausgegangen ist, vielleicht auch weniger nahe als sein eigener Lehrer Fritz Fleiner, dessen lebhafte Darstellungsweise jede Generation von neuem fesselt. Aber Giacomettis Spuren in der Geschichte des schweizerischen Rechtsstaates sind tief und unverwischbar. Er hat es zwar seinen akademischen Hörern und auch den Lesern seiner Bücher nie besonders leicht gemacht. Der uns Bündner Studenten von zu Hause her wohlvertraute südländische Akzent in seinem Vortrag schon forderte von den meisten Hörern eine gesteigerte Aufmerksamkeit. Seine unterschwellige Abneigung gegen den Zwang detaillierender Systematik erschwert den Zugang zu seinem wissenschaftlichen Werk und konnte in den Vorlesungen pedantische Notizenschreiber zur Verzweiflung bringen. «Römisch oder arabisch nächste Zahl» pflegte er etwa mit dem Anflug eines Vergebung heischenden Lächelns ein neues Kapitel einzuleiten. Und dann kamen die Gedanken wie aus der Tiefe herausgearbeitete, ins Licht gehobene Kristalle, hell, durchsichtig, kantig, von herber, ja strenger Schönheit, einer Art von Schönheit, die irgendwie vom Herkommen, vom Familienerbe geprägt gewesen sein muß, wenn man an Giovanni, an Augusto, an Alberto Giacometti denkt. Auch sein Äußeres zeigte diese Art, die hohe, bei aller Gepflegtheit urwüchsig wirkende Gestalt, das kantige, dunkle Gesicht mit dem kräftigen Kinn und den tiefliegenden Augen, die weit in die Ferne zu leuchten schienen. Richtete er

den Blick auf die Hörer, was regelmäßig nur geschah, wenn er den Dialog wünschte, dann war dieser forschende Blick plötzlich voller Güte und Aufmunterung. Er liebte die Studenten, und wir liebten ihn. Gegenüber falschen Antworten war er von unüberbietbarer Nachsicht. Wie oft löste er Lachsalven aus, wenn er auf die völlig verunglückte Antwort eines Studenten replizierte: «Ja — ja — ja, wahrscheinlich meinen Sie das Richtige; nicht wahr, Sie wollten doch sagen ...?» — und dann kam die zutreffende Antwort mit unerbittlicher Logik und Überzeugungskraft. Gelegentlichen Unfug stellte er mit einem einzigen fragenden Blick in die betreffende Ecke des Hörsaals augenblicklich ab. Nie haben wir es erlebt, daß der Adressat den Sinn dieses Blicks nicht sofort begriffen oder ihm gar widerstanden hätte. Dabei waren ja unter den Studenten von damals nicht wenige, die offen fascistischen Anschauungen huldigten und die sonst in ihrem Widerspruch gegen demokratische und rechtsstaatliche Grundsätze keineswegs zimperlich waren.

Giacometti war eine unerschütterliche Säule der Rechtsstaatlichkeit. In diesem Sinne ist sein ganzes wissenschaftliches Werk rechtspolitisch orientiert. 1933, im Zeitpunkt des Beginns der ruchlosesten Rechtszerstörung in unserem nördlichen Nachbarland und zunehmender Bedrohung der rechtsstaatlichen Institutionen auch von innen her, erschien sein Werk «Die Verfassungsgerichtsbarkeit des Schweizerischen Bundesgerichts», eine Darstellung der Entwicklung des richterlichen Schutzes der Freiheitsrechte und der politischen Demokratie. 1941, inmitten des blutigen Zusammenprallens der Großmächte, folgte «Das Staatsrecht der schweizerischen Kantone», eine liebevolle und umfassende Untersuchung über die tragenden Kräfte des schweizerischen Föderalismus. Nach dem Tode Fritz Fleiners und nach dessen letztem Willen übernahm er die Neubearbeitung von Fleiners «Schweizerischem Bundesstaatsrecht». «Fleiner/Giacometti» ist damit zu einem Begriff geworden für diese einzigartige Darstellung unserer bundesstaatlichen Einrichtungen aus dem Blickwinkel zweier in ihrer Art grundverschiedenen Autoren. Zu Fleiners an Gottfried Keller erinnernder Farbigkeit, seiner Liebe zum Historischen und zum Praktisch-Methodischen gesellte sich die tiefgründige, streng logische und darüber hinaus stark in die Zukunft gerichtete Denkarbeit Giacomettis, der in wesentlichen Teilen des Buches neuen Wegen folgte. 1949 herausgekommen, ist es im Bereich der deutschen Schweiz bis auf den heutigen Tag das grundlegende bundesstaatsrechtliche Werk geblieben. 1960 schließlich erschienen Giacomettis «Allgemeine Lehren des rechtsstaatlichen Verwaltungsrechts». Der Autor sucht darin, über die nationalen Grenzen hinausgreifend, die Grundbegriffe des Verwaltungsrechts im Rechtsstaat systematisch herauszuarbeiten und die grundsätzliche Rechtsstellung des Individuums gegenüber dem verwaltenden Gemeinwesen aufzuzeigen. Ein weiterer Band hätte sich mit den Trägern und Mitteln der Verwaltung befassen sollen; er ist aber der Krankheit zum Opfer gefallen, die mehr und mehr die Gesundheit Giacomettis zu unterhöhlen begann. Die «Allgemeinen Lehren» stellen das typischste seiner vier großen wissenschaftlichen Werke dar, eine seltene Verbindung von strenger Klarheit in der Herausarbeitung verwaltungsrechtlicher Grundbegriffe mit einer unbeirrbar in die Zukunft weisenden Gestaltungskraft.

Menschen, Dingen und Grundsätzen ist Giacometti sein Leben lang treu geblieben. Für seine Kollegen an der Universität, auch außerhalb des juristischen Fachbereiches, war er stets der gute Geist. Der Zürcher Hochschule hielt er die Treue von seiner Habilitation als junger Privatdozent 1924 bis zu seinem Tode als Honorarprofessor und emeritierter Ordinarius. Während zweier Jahre diente er ihr als Rektor. Seiner bündnerischen Heimat, insbesondere dem Bergell, blieb er zeitlebens verbunden, und mehr als einmal hat er dieser Anhänglichkeit auch tätig Ausdruck verliehen. Der rote Faden aber, der dieses ganze, anscheinend nur der Theorie gewidmete Gelehrtenleben



durchzieht, war die brennende Liebe zum Rechtsstaat und zur Freiheit. Unmißverständlich hat Giacometti die Stimme erhoben gegen jeden äußeren oder inneren Angriff auf diese Werte. Scharf geißelte er nicht nur jedes totalitäre Streben, sondern auch Opportunismus, Materialismus, Lauheit und Liederlichkeit im Umgang mit dem Recht. Für Zwecksmäßigkeitspolitiker war er ein sehr unangenehmer, nicht zu überhörender und keineswegs im Theoretischen steckenbleibender Mahner. Wenn sich unser Land nach dem letzten Kriege innerhalb einigermaßen erträglicher Frist wieder von dem gefährlichen, aber für die Regierenden so «praktischen» Notrecht hat befreien können, ist dies nicht zuletzt Giacometti zu verdanken.

Doch kehren wir wieder zum Menschen zurück. Wo lagen die Quellen, aus denen Giacometti seine Kraft schöpfte? Sie lagen — so will uns scheinen — in der vollendeten Harmonie zwischen seiner innersten Überzeugung und seinem Handeln als Mensch, als Lehrer, als Forscher, als Staatsbürger, einer Harmonie, die letztlich im Religiösen gründete. Manches von dem, was er vertreten hat, ist heute juristisches Gemeingut geworden; manches ist wieder neu in Frage gestellt. Möchten sich daher auch in unseren Tagen immer wieder Juristen finden, die, wie er es getan hat, das Recht als Dienst an der Freiheit erkennen. Wolf Seiler